

## Pfingsterfahrung

Mit dem heiligen Geist wissen viele Menschen nichts Rechtes anzufangen. Er ist zu etwas Geheimnisvollem geworden, von dem man zwar weiß, dass es dazu gehört, das einem aber nicht als etwas unmittelbar Berührendes erscheint.

Es gibt da die Geschichte von der sogenannten Ausgießung des heiligen Geistes. Da wird erzählt, dass die Jünger Jesu – nach seiner Kreuzigung und den geheimnisvollen Ostererscheinungen immer noch schwankend zwischen Furcht und Freude – in einem Raum bei Jerusalem zusammen sind und dass sie dann plötzlich erfasst werden von einer mitreißenden Kraft, die ihnen alle Angst und alle Zweifel nimmt und sie zugleich zu einer Gemeinschaft zusammenschweißt, die man später als die Keimzelle von Gemeinde und Kirche verstand. Diese mitreißende Kraft aber ist genau das, was gemeint ist, wenn man vom heiligen Geist spricht.

Dieser Geist ist nicht identisch mit Verstand oder Intellekt. Er ist vielmehr wirkende Kraft, und er ist zugleich die Urwirklichkeit selbst. Geist und Gott ist das gleiche. Geist ist der sich in uns hineingebende Gott. Geist war immer und wird immer sein. Er hat nicht nur in der Vergangenheit gewirkt. Er will auch heute wirksam sein und in Zukunft wirken. Und er hat sich einen besonderen Ort gewählt, in dem er bevorzugt wirken will, nämlich unser Inneres. Aber der Geist will nicht nur in uns persön-

lich wirken, sondern auch durch uns in der Welt.

Und diese Welt hat es nötig. Wir können uns kaum Illusionen darüber machen, dass sie gefährdet ist. Wir können nur ahnen, was auf die Erde und auf kommende Generationen der Menschheit zukommen würde, wenn die Dinge so wie heute weitergehen. Wir wissen, dass immer wieder gerade auch jüngere Menschen deshalb keinen Sinn mehr in ihrem Leben finden, weil sie ohne Hoffnung sind. Nicht nur das gegenwärtige Dasein in einer Welt des seichten Materialismus und der mangelnden menschlichen Wärme empfinden viele als unerträglich. Sie haben auch eine kommende Katastrophe vor Augen, die ihnen unabwendbar scheint. Und es gibt nicht nur unter jüngeren Menschen eine verbreitete Ratlosigkeit. Es stellen sich Fragen, deren Tragweite man nicht übersehen kann.

Da ist etwa die Energiefrage, vor allem die Frage der Kernenergie. Da ist die fortschreitende Verderbnis und Vergiftung unserer Umwelt, das Problem der Abrüstung, die Frage der zunehmenden Übervölkerung gerade in jenen Gebieten unserer Erde, die unterentwickelt und ohnehin schon mit Armut und Elend belastet sind. Und auf der anderen Seite ein Bevölkerungsrückgang gerade in den Ländern, deren Menschen die technische industrielle Welt geschaffen haben und wahrscheinlich noch lange in Händen halten

müssen. Da ist die Verantwortungslosigkeit und Rücksichtslosigkeit, die sich überall ausbreitet. Wie soll man ihr beikommen? Fragen über Fragen.

Nun kann es natürlich sein, dass die menschliche Vernunft gerade in der Situation der Bedrohung neue Möglichkeiten zu erschließen vermag, die wir uns heute noch nicht vorstellen können. Wir könnten wohl auch darauf vertrauen, dass der Schöpfer, der offenbar etwas mit der Erde und der Menschheit gewollt hat, sie nicht dem Untergang überlassen wird. »Was er sich vorgenommen, und was er haben will, das muss doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.« Vor allem ist es die Kraft des Geistes, die so wie damals in dem Pfingstgeschehen über die Menschen kommen und sie erfassen und verwandeln kann. Auch bei den Jüngern Jesu herrschte damals große Ratlosigkeit. Was sich dann aber in den frühen christlichen Gemeinden verwirklicht hat, nämlich ein umfassendes Miteinander und eine wirklich gelebte Liebe, das wäre genau das, was unsere Welt heute so nötig braucht und was irgendwie zum Durchbruch gelangen muss.

Nun ist hier noch die Frage zu stellen: Gibt es nicht auch eine Kraft des Ungeistes, des Widergeistes, des Negativen und Zerstörenden? Kann nicht auch das Böse eine mitreißende Kraft sein? Kann nicht eine Ideologie, die vom Hass geprägt und damit im Kern böse ist, Menschen begeistern, wie das ja geschehen ist? Wie können wir den einen Geist vom anderen unter-

scheiden, den schöpferischen vom krankhaft verkehrten, den heilbringenden vom verderbenbringenden? Beide können mitreißen, ja der Verderbenbringende kann den Menschen als der Heilwirkende erscheinen.

Was hier helfen kann, ist wohl nur die Tatsache, dass die Kraft des Geistes sich in einer bestimmten Gesinnung äußert, und dass diese Gesinnung ihre klare menschliche Verkörperung gefunden hat in Jesus und in seinen Weissagungen, denen wir besonders verpflichtet sind. Derjenige Geist, der die Gesinnung Jesu in uns erweckt, ist der Schöpfergeist, der ursprüngliche, der heilbringende und darum heilige Geist, im Gegensatz zum unheiligen, unheilwirkenden und verderbenbringenden.

Wir können festhalten: die Urwirklichkeit Geist ist sicher nicht verderbenbringend, sondern heilbringend, schöpferisch. Sie will sich in uns hineingeben und durch uns wirken, wenn wir uns dafür bereithalten. Sie ist identisch mit dem Geist Jesu, sie war in ihm und ist von ihm ausgegangen, und sie ist identisch mit Gott. Denn es ist wahr, dass Gott Geist ist. Und es ist wahr, dass er seinen Geist in uns hineingeben will. Das kann sich jeden Tag ereignen, im kleinen Bereich des Persönlichen und Alltäglichen. Es kann aber auch, wie damals zu Pfingsten, wie ein großer Strom über die Menschen kommen und alles verwandeln.

Predigt von Dr. Ulrich von Hasselbach vom 14. Juni 1981; U.v.H. ist am 21. September 1999 in Unna (Westf.) verstorben.

## AUS DER WELT DER ZAHLEN

**Die Eins**

Zahlen haben mich schon immer interessiert. Zwar hatten dieses Interesse weniger meine Mathematiklehrer der Nachkriegszeit geweckt als vielmehr populärwissenschaftliche Bücher über die wundersamen Eigenschaften der Zahlen. Gern gab ich in jungen Jahren bei größeren Familienfesten anderen, vor allem den jüngeren, Familienmitgliedern Rechenaufgaben, bei denen ich das Ergebnis schon im voraus wusste und wo ich eines ungläubigen Staunens gewiss sein konnte. Doch erst im fortgeschrittenen Alter ging mir auch die »Mystik der Zahlen« auf. Jede Zahl hat doch ihre eigene Geschichte und ihr Geheimnis, und es lohnt sich, darüber hin und wieder zu meditieren.

Wenn ich nun mit der Eins anfangen mag, mancher einwenden, dass dies doch eigentlich noch gar keine Zahl sei, es sei denn, man denkt an die meistens unerreichbare »Eins« im Schulzeugnis. Weit gefehlt! Alles »Zählen« beginnt mit der Eins. Man kann die Eins wohl als die wichtigste Zahl bezeichnen, nicht nur, weil sie im Computer-Gehirn zusammen mit der Null den wichtigsten Software-Baustein darstellt. Die Eins ist zweifellos der Ausgangspunkt aller anderen Zahlen, aus ihr sind selbst die unaussprechlich großen Zahlen der Astronomen und Kosmologen aufgebaut. Ohne ein Verständnis für die Eins würden wir Menschen vielleicht heute noch in Höhlen und auf Bäumen leben.

Die Eins steht vor allem für das ungeteilte Ganze, für die Einheit. Ich bin »ein« Mensch, ein Individuum, das in seiner biologischen Zusammensetzung, seiner Wesensart, seinen Fähigkeiten und Kenntnissen »einmalig« ist. Ich bin zwar ein Teil der großen Menschheit, aber ich löse mich nicht wie ein Wassertropfen im Ozean in ihr auf, sondern bleibe ein Einzelglied von ihr. Und so, wie Elektronen, Protonen und Neutronen sich zu einem neuen Ganzen, einer neuen Einheit, dem Atom, zusammenschließen und Atome und Moleküle zur größeren Einheit einer Zelle und Tausende und Abertausende von Zellen zu einem Organismus, kann ich als Einzelner mit anderen zusammen ein neues Ganzes bilden, eine Familie, eine Gemeinde, ein Volk. Aus der Vielzahl entsteht die neue »Einheit«.

Die Bedeutsamkeit der Eins geht auch aus vielen Wortverbindungen hervor, wie Einmaligkeit, Einfachheit, Einigkeit, Einigung, Vereinigung, Einstimmigkeit usw. Aus vielen dieser Begriffe klingt Geschlossenheit an, so wie z.B. ein Kreis eine in sich geschlossene Linie darstellt. Ein »Verein« ist ein aus vielen Einzelgliedern gebildeter Zusammenschluss, eine neue »Einheit«.

Die abrahamitischen Religionen Judentum, Christentum und Islam verehren den »einen« Gott. Besonders ausgeprägt ist diese Verehrung im Islam, in dem der Gläubige mehrmals am

Tage betet: »Gott ist einer«. Aus den vielen Geistern und Göttern der menschheitlichen Urgeschichte ist der Glaube an den »einen« Gott entstanden, dessen Wirkungsbereich das ganze unendliche Universum ist. Es ist wohl eine Aufgabe aller religiös Denkenden unserer Zeit, dass sie dem Irr-

glauben begegnen, als habe jede dieser Religionen »ihren« Gott. Jahwe, Allah, Abba sind nur Hilfwörter, um das Einzigartige zu beschreiben, das unfassbar und unbeschreibbar ist und zu dem die Menschen in Einheit und Einigkeit aufschauen sollten.

Peter Lange

## AUS DEN ANFÄNGEN DES TEMPELS

# Die Templer aus den Waldorten

Schon kurz nach Gründung der Tempelgesellschaft als selbständiger Religionsgemeinschaft im Jahr 1861 wurde eine erste innere Ordnung eingeführt: Christoph Hoffmann übernahm das Amt eines Bischofs. Ihm zur Seite stand ein Rat der Ältesten, den zwölf Männer aus Württemberg, Baden und Bayern bildeten. Für die Orte und Bezirke, in denen Tempelgemeinden bestanden, wurden Älteste berufen. Ihnen oblag die Wahrnehmung »priesterlicher Handlungen«: Taufen, Konfirmationen, Trauungen und Beerdigungen.

Viele Anhänger Hoffmanns lebten in den sogenannten »Waldorten« im nördlichen Schwarzwald, vor allem in Möttingen, Zwerenberg, Oberkollwangen und Neuweiler. Unter ihnen befanden sich Familiennamen wie Blaich, Feil, Keller, Krafft, Pross, Reinhardt, die später zu den Auswanderern nach Palästina zählten. Ihr Austritt aus der Kirche wirbelte in diesen Orten viel Staub auf, und sie wurden als »Sektierer« von den Behörden hart angegangen, wie der Heimatforscher Fritz Barth in seiner 1997 erschienenen Schrift »Templer und andere Erweckungsbewegungen im nördlichen Schwarzwald und weit darüber hinaus« ausführlich beschreibt:

Im Archiv Neuweiler geben insbesondere die Akten A-117 (Sektenwesen) für den heutigen Ortsteil Oberkollwangen, repräsentativ auch für die anderen Orte, interessante Einblicke in diese religiöse Bewegung. Das Königliche Oberamt Calw schreibt am 15. Mai 1861 wie folgt an das Schultheißenamt Oberkollwangen:

»Das Oberamt hat sichere Kunde

darüber bekommen, dass in neuerer Zeit von der Sekte der Kirschenhardthöfer, welche sich Jerusalemsfreunde nennen, auf religiösem Gebiet bedeutende Umtriebe unter Benützung unerlaubter Mittel, wie Verdächtigung der Lehren der Ev. Landeskirche und Herabwürdigung der religiösen Gebräuche, Verunglimpfung, Verdächtigung und Missachtung der evangelischen

Seelsorger, Abwendigmachung vom Genusse des Heiligen Abendmahles, insbesondere in den Waldorten gemacht und hierdurch Familienzwiseigkeiten, unnötige Befürchtungen, Entfremden der Leute von ihren gewöhnlichen Berufsgeschäften, erregt werden. An der Spitze dieser Bewegung steht der ledige Martin Blaich von Zwerenberg, der sich Evangelist nennt, ihm beigelegt ist ein Russe namens Lange und ein blinder Rheinbayer, dessen Name bis jetzt nicht in Erfahrung gebracht ist. Das Treiben dieser Leute ist ein ungesetzliches und kann nicht geduldet werden.

Da nun dergleichen Umtriebe, wie verlautet, auch in Oberkollwangen gemacht werden sollen, so wird das Schultheißenamt hiermit bei eigener Verantwortung aufgefordert, gegen ein solches Treiben zutreffenden Falls einzuschreiten und unter Umständen das Geeignete zu verfügen, auch über das, was geschehen ist oder etwa geschehen müsste, Bericht hierher zu erstatten. Namentlich darf nicht geduldet werden und ist zutreffenden Falls Strafe zu verfügen:

- Absonderung von der kirchlichen Gemeinde, dem Gottesdienst, Verachtung des Predigtamts und des Lehrvortrags und Zusammenschließung in eine eigene Gesellschaft.

- Ferner dürfen nicht geduldet werden religiöse Versammlungen während des öffentlichen Gottesdienstes, Versammlungen bei Nacht oder auf freiem Felde oder im Walde.«

Interessant ist auch der Oberkollwanger Gemeinderats-Bescheid von 1862 auf den Antrag der Templer, als eigenständige Gemeinde anerkannt zu werden. Auszugsweise sei daraus zitiert:

»Vor allem sei den Bittstellern gesagt, dass sie sich füglich die Mühe hätten ersparen können, am Anfang der Schrift die Gründe auseinanderzusetzen, welche sie zum Austritt aus der Landeskirche bewegt haben, denn damit haben sie keinen anderen Zweck erreicht, als darzutun, dass sie zu den leider so vielen bereits bestehenden Sekten eine neue gebildet haben. Wenn man aber den ganzen plumpen Inhalt der Schrift ins Auge fasst, so dürfte man zu dem Ausspruch eines gerechten Zweifels sich befugt halten, ob die Unterzeichneten die Eigenschaften und Tugenden besitzen, die zur Ausführung dieses großen Reformationswerkes erforderlich sind; ob aber die angegebenen Motive die einzigen sind oder noch weitere verborgen liegen, die sie zum Austritt aus unserer Kirche veranlasst haben, muss der Gemeinderat dem Urteil der öffentlichen Meinung überlassen.«

Weiter ging es in dem Streit darum, ob die Anhänger des Tempels an den Umbaukosten für die Oberkollwanger Kirche beteiligt werden müssten, da diese Kirche Eigentum der bürgerlichen Gemeinde sei. Die Benützung der Kirche durch den »Deutschen Tempel« wurde natürlich abgelehnt, weil im Organ des Tempels, der »Süddeutschen Warte« die Evangelische Kirche als ein »Zucht-

haus« deklariert worden war. Die Tempeler mußten laut Bescheid des Schwarzwaldkreises vom 17. März 1864 an »Philipp Friedrich Reinhardt und Genossen von Oberkollwangen, Mitglieder des sogenannten Deutschen Tempels« ihren Beitrag an der Erhaltung der Gemeindekirche leisten. Sie hätten übersehen, dass sie, wenn schon aus dem Kirchenverband, so doch keinesfalls aus dem politischen Gemeindeverband ausgetreten wären.

Am 15. April 1862 schrieb die Königliche Württembergische Regierung des Schwarzwaldkreises unter Punkt 4 (gekürzt und auszugsweise wiedergegeben): »Die durch Mitglieder des Vereins Deutscher Tempel vorgenommenen Trauungen haben keine bürgerliche Gültigkeit, da eine Trauung nicht bloß ein religiöser Akt inmitten eines Vereins, sondern zugleich in der Absicht der Anmaßung eines öffentlichen Aktes mit bürgerlicher Wirkung vorgenommen wurde, und deshalb gegen den Trauenden auf Grund Art. 157 des Strafgesetzbuchs strafrechtlich einzuschreiten ist. Gegen Personen, welche nur auf Grund einer von einem Tempeler vorgenommenen Trauung ehelich zusammenleben, ist wegen Concubinats nach den bestehenden Vorschriften einzuschreiten.«

Mehrfach meldete der Oberkollwanger Schultheiß Johann Ludwig Lörcher an das Königliche Pfarramt Breitenberg die Geburt von Kindern, deren Eltern der Kirschenhardthöfer Sekte angehörten. Zum Beispiel schrieb er am

26. Februar 1863 (auszugsweise) folgendes: »Die hiesige Hebamme Reinhardt hat unterzeichneter Stelle die Anzeige gemacht, dass am 23. Januar 1863 morgens 0.30 Uhr hier geboren sei Philipp Hornbacher, Sohn des Georg Friedrich Hornbacher, Tagelöhner hier, der Kirschenhardthöfer Sekte angehörend. Getauft wurde solcher am 15. Februar des Jahres durch Philipp Reinhardt, Schneider hier. Taufpatenstelle versehen: Philipp Krafft, Bauer hier und seine Ehefrau Dorothea geb. Feil. Von diesem Vorfall wird auf Grund eines Erlasses der hohen Kreisregierung dem Königlichen Pfarramt behufs Vermerkung in den Büchern hiervon Mitteilung gemacht.«

Im Jahr 1876 wurde in Zwerenberg der Jerusalemfreund Johann Wolf zum Schultheiß gewählt. Von sechs Gemeinderäten in Neuweiler waren im Jahr 1894 vier Mitglieder des Deutschen Tempels.

Ab 1879 nahm, auch wegen des Austritts von Seitz und Blaich aus dem Tempel, die Zahl der Tempeler im Kirchspiel Zwerenberg ab. 1881 werden noch 40 Tempeler nachgewiesen, 1893 noch 34 und 1905 noch drei Familien. Ab 1946 sind nur noch wenige in den Waldorten nachweisbar.

Hierzu sei bemerkt, dass nach dem Zweiten Weltkrieg der damalige Gebietsleiter Jon Hoffmann noch mehrere Jahre lang zu regelmäßigen Gottesdiensten zu einer Restgruppe Schwarzwälder Tempeler nach Neuweiler gefahren ist.

# Missionsbräute

## Pietistinnen des 19. Jahrhunderts in der Basler Mission

Diese Ankündigung eines Vortrags in der Württembergischen Bibliotheksgesellschaft, den Dr. Dagmar Konrad halten werde, hatte mich neugierig gemacht. Die Referentin wollte ihr Buch vorstellen (erschieden im Waxmann Verlag), das aus ihrer Dissertation hervorgegangen ist.

Die Autorin ist Spuren nachgegangen, die die »Missionsbräute« hinterlassen haben: Briefe, Tagebücher, Fotografien – subjektive Quellen aus Privatbesitz. Natürlich hat sie sich auch im Archiv der Basler Mission gründlich umgesehen und die Funde wissenschaftlich ausgewertet. Sie ist dabei auf eine uns heute eigenartig anmutende Heiratspraxis gestoßen, die mich bei näherer Betrachtung an meine eigene Urgroßmutter erinnert, denn sie ist einen ähnlichen Weg gegangen.

Doch der Reihe nach. Die »Basler Pilgermission« auf St. Chrischona, im Volksmund »Schwobakasèrn« genannt, zog besonders Jünglinge aus den pietistischen Familien Württembergs an. Die Zöglinge wurden in dreijährigen Lehrgängen zu Missionaren ausgebildet und danach in alle Welt geschickt, nach Indien, China, Afrika usw., auch nach Palästina. Die jungen Männer durften nicht verheiratet sein, auch war es ihnen strengstens verboten, während ihrer Ausbildungszeit nach Jungfrauen »Ausschau zu halten«. Zwei Jahre hatten sie sich im Ausland

zu bewähren. Danach konnten sie ein Gesuch an das Missionshaus richten und um die Hand einer zu ihnen passenden jungen Frau bitten, die die Mission für sie aussuchen würde. Glückliche, die sich noch an Mädchen erinnern konnten, Schwestern von Freunden usw., fügten ihrem Gesuch eine Liste mit deren Namen bei, mit der Bitte, nach dieser zu verfahren.

Die Auserkorene wurde zuletzt gefragt, denn zuerst zog das Missionshaus Erkundigungen beim zuständigen Pfarrer, bei den »Stundenleuten« und beim Lehrer ein. War das Ergebnis positiv, wurde das Ansinnen den Eltern unterbreitet, die es dann dem Mädchen nahe brachten. Für diese gab es wenig Möglichkeiten, sich dieser Bewerbung zu widersetzen. Mächtig war das Wort des Vaters, das der Mission galt als Ehre. Gab das Mädchen ihr Jawort, setzte die Brautzeit ohne Bräutigam ein, in Briefen versuchten die beiden, sich kennen zu lernen, Porträts wurden ausgetauscht. Aber der Postweg war sehr lang, es blieb bei wenigen brieflichen Kontakten.

Das Basler Missionshaus bestimmte den Tag der Abreise. Nie ließ man die jungen Frauen allein reisen. Wenn es ging, wurden mehrere Missionsbräute zu einer kleinen Gruppe zusammengefasst. Darauf wurde geachtet, aber auf ihren Dienst im fremden Land blieben sie unvorbereitet. Unsicherheit und

Ängste hatten sie im Gepäck dabei.

Am Bestimmungsort angekommen, blieben ihnen noch zwei Wochen Bedenkzeit. Viele der Mädchen waren, durch ihre Herkunft geprägt, tief gläubig. Sie wussten genau, dass sie nur dann missionarisch tätig sein konnten, wenn sie sich zu einer Ehe mit einem Missionar bereit erklärten.

Der Dienst, der sie erwartete, war schwierig. Neben dem Erlernen der fremden Sprache, der Sitten und Gebräuche, dem Schule halten und dem Aufbau einer Nähsschule und den eigenen Kindern galt es, einem großen Haushalt vorzustehen. Der Ehemann war oft wochenlang auf »Predigtreisen« unterwegs. Die Familie war medizinisch unterversorgt, Krankheit und Tod wurden zum Wegbegleiter und als Prüfung Gottes angesehen.

Sehr schmerzhaft war die Auflage, die eigenen schulpflichtigen Kinder frühzeitig laut »Basler Kinderverordnung« ins Kinderhaus nach Basel geben zu müssen. Für viele Jahre blieben Briefe die einzige Verbindung, nicht selten gab es kein Wiedersehen – der erste Heimaturlaub wurde den Missio-

naren erst nach 12 Jahren gewährt.

Trotzdem sind viele junge Frauen diesen Weg gegangen, wie auch meine Urgroßmutter Anna Barbara »Babette« Rohrer in ähnlicher Weise, deren Leben schon einmal in der »Warte« vorgestellt worden ist. 1862 zur Tempelgesellschaft gekommen, hörte sie vom Heiratswunsch Friedrich Christian Eppingers, der als einer der »Sendboten« in Jerusalem Fuß gefasst hatte. Christoph Hoffmann übernahm nach einer Gottesdienstversammlung in Stuttgart die Rolle des Brautwerbers und die junge Anna Barbara fühlte sich angesprochen, gekannt hatte sie Eppinger nicht. Weder für ihn noch für Christoph Hoffmann war diese Art der Brautwerbung fremd, denn Hoffman war ein Jahr lang auf St. Chrischona tätig gewesen und sein junger Freund hatte dort die Ausbildung zum Missionar genossen, ehe er der Tempelidee beigetreten war. Jetzt wollte er heiraten. Gegen den ausdrücklichen Willen der Mutter fuhr Anna Barbara gleich einer Missionsbraut 1864 nach Palästina, dort ihr Glück findend.

Brigitte Kneher

## Lieber Leser, liebe Leserin

**Lesen Sie die »Warte« gern? Und wollen Sie dazu beitragen, dass unsere Zeitschrift eine noch weitere Verbreitung findet?**

Dann geben Sie uns bitte Anschriften von Freunden und Bekannten auf, denen wir das Blatt zum Kennenlernen kostenlos zusenden dürfen.

Weitere Informationshilfen: Kurzdarstellung »Glaube und Selbstverständnis der Templer«, Kurzdarstellung »Vom Land um den Asperg nach Palästina« und »Templer-Handbuch«, alles erhältlich bei der TGD-Verwaltung